

Replik 2:

Was heißt es, einen „Aufbruch“ zu wagen?

Eberhard Tiefensee

Angesichts der sehr verschiedenen und teils gegensätzlichen Wahrnehmungen der ostdeutschen Situation herrscht bei mir zunächst eine große Ratlosigkeit, wie das alles, was bei diesem Hintergrundgespräch geäußert wurde, irgendwie auf den Punkt zu bringen ist. Offenbar nehmen verschiedene Generationen die Situation verschieden wahr, auch sind je nach spezieller Sozialisation und gesellschaftlichem Umfeld die Wahrnehmungen andere.

Das legitimiert mich, eine eigene Sicht einzubringen: Der 9. November 1989 – die Maueröffnung – wurde von dem Ruf „Wahnsinn“ begleitet. Es handelte sich um so etwas wie eine „horizontverändernde Erfahrung“, die dadurch erkennbar ist, dass sie den Beteiligten zunächst die Sprache verschlägt, weil sich die bisherigen Kategorien (in diesem Fall z. B. die einer gesetzmäßig gelenkten Geschichte) als unzureichend erweisen. Gewöhnlich hält diese Sprachlosigkeit nicht lange an, weil kaum jemand auf Dauer im Unbestimmten und Offenen zu verbleiben mag. Das Ereignis bzw. das Erlebnis wird entweder verdrängt („beschwiegen“) oder in das übliche Kategoriensystem eingeordnet und damit in gewisser Weise „schlafen gelegt“. Damit geht allerdings die

Chance zur „Metánoia“ (d. h. zum Umdenken) verloren.

Für diese Analyse spricht, dass bei Zeitzeugenberichten im Rückblick auf die Wiedervereinigung bei aller Euphorie ein damaliges Gefühl der Verunsicherung durchschimmert, eine Entwurzelung, die zunächst als negativ erfahren wurde, aber letztlich als eine Aufforderung gesehen werden konnte, sich auf den Weg zu machen. Daraus resultiert aber auch ein verbreitetes Unwohlsein, die damalige Chance nicht hinreichend ergriffen zu haben, sondern im alten Leben geblieben zu sein (nach einem Aphorismus von St. J. Lec: „Nun bist du mit dem Kopf durch die Wand ... Und was willst du in der Nachbarzelle tun?“). „Aufbruch“ hat ja immer beide Komponenten: Im Blick auf die Vergangenheit stellt er einen „Bruch“ („Religion ist Unterbrechung“, so J. B. Metz) und in Richtung Zukunft die Öffnung für Neues in Theorie und Praxis dar. Dem entspricht das paulinische „Ich vergesse, was hinter mir liegt, und strecke mich nach dem aus, was vor mir liegt“ (Phil 3,13). Also: Haben sich die Ostdeutschen in der Interpretation der eigenen Erfahrungen fremdbestimmen lassen? Woher das ungute Gefühl, eine Praxis „übergestülpt“ bekommen zu haben,

die nicht auf die eigene Lebenswirklichkeit passt (schulischer katholischer Religionsunterricht nach westdeutschem Modell angesichts des verschwindenden Anteils katholischer Kinder in ostdeutschen Schulen als ein Beispiel)?

Die Philosophie kennt so etwas wie ontologische Verpflichtungen, d. h. dass Diskussionen und Argumentationen hintergründig ein bestimmtes Wirklichkeitsverständnis, eine bestimmte Art, die Dinge zu ordnen, „mit-

Dr. Eberhard Tiefensee ist Professor für Philosophie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Erfurt.



schleppen“, was selten thematisiert und reflektiert wird, aber nichtsdestotrotz einflussreich für unser Denken und Handeln ist, weil es sowohl unsere Grammatik als auch unser Normengefüge steuert und zuweilen eine Quelle der Missverständnisse ist. Das Hintergrundgespräch ging z. B.

letztlich von einer kaum hinterfragten Ost-West-Differenz aus, wobei – nicht nur in diesem Fall – besonders aus westdeutscher Perspektive eine Optik des „noch nicht“ vorherrscht: Ostdeutschland ist in vielem „noch nicht“ so weit wie der Westen oder „weniger“ – z. B. religiös, demokratisch, freiheitlich denkend, auf Selbstverwirklichung achtend, autoritätskritisch ...

Beides wäre „ans Licht zu bringen“ und dann kritisch zu hinterfragen: 1. Die Ost-West-Differenz überdeckt die in Deutschland eventuell stärkere Nord-Süd-Differenz (die sich z. B. in Parteipräferenzen bei Wahlen zeigt). Ob z. B. Thüringen und Sachsen eher zum Süden als zum Norden gehören und Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg nicht erheblich größere Gemeinsamkeiten mit Niedersachsen als mit den anderen ostdeutschen Bundesländern haben, wäre zu hinterfragen – entsprechend müssen auch die pastoralen Initiativen punktgenauer auf die jeweilige Region abgestimmt werden. 2. In manchem scheint der Osten Deutschlands weiter zu sein als der Westen und Süden; das dürfte insbesondere für den Umgang mit der Minderheits-situation gelten. Lange Zeit erschien die Diaspora als defizitär – eine katholische Spezialform der „Okzidentierung“ Europas, das in der Regel lieber auf den idealisierten Westen schaut, als sich in Richtung Osten zu „orientieren“: Die Diasporakirche versuchte in minimierter Form bestimmte volksskirchliche Lebensformen fortzusetzen (Fronleichnamsprozessionen nicht durch die Stadt, sondern „im kleinen Kreis“ im Pfarrgelände). Inzwischen scheint sich die Perspektive zu drehen: Volksskirche wird neugierig auf

die Erfahrungen und Initiativen der Diasporakirche. Zuweilen habe ich sogar den Eindruck, dass volksskirchliche Christen sich gegenüber den Christen aus der Diaspora zu einer Art Rechtfertigung genötigt sehen: Wir sind „noch nicht“ so weit wie ihr; was ihr erlebt, kommt auch bei uns, aber darauf sind wir derzeit „noch nicht“ vorbereitet. Generell wird das so nicht zu behaupten sein (wie überhaupt allgemeine Feststellungen zu Unterschieden nur mit Vorsicht zu treffen sind – s. o.), es wäre aber ein Beispiel für die Notwendigkeit, bestimmte Sichtweisen ständig zu überprüfen.

Eigentlich müssten wir uns gemeinsam auf die Suche nach dem machen, was in solchen „horizontverändernden“ Erfahrungen impliziert ist, sie zu interpretieren und wirksam zu machen trachten und eben nicht zum Alltagsgeschäft übergehen. Was dann aber immer noch zu wenig zu finden ist, sind Räume der hierfür notwendigen Kommunikation. An sich markieren die erwähnten horizontverändernden Erfahrungen Bruchstellen, an denen die „je größere Wahrheit“ aufleuchten kann, falls es gelingt, die Differenzen hinreichend lange offen zu halten und nicht in Festlegungen und im rasch angestrebten Konsens wieder zu eliminieren. Das berührt immer auch – oft unausgesprochen – die Frage nach Gott als demjenigen, „der umfassender nicht gedacht werden kann“ (Anselm von Canterbury). Deshalb müssten besonders die Kirchen diese Räume bieten, steht doch bei ihnen im Hintergrund ein tiefes und begründetes Vertrauen, dass dieses Bemühen letztlich nicht in die Irre gehen wird. Es darf sogar behauptet werden, dass Auf-

bruchssituationen nur konstruktiv offenzuhalten sind, wenn sie von einem solchen Grundvertrauen unterfangen werden (wie wir auch zu DDR-Zeiten zuweilen etwas salopp sagten, dass den Sozialismus eigentlich nur ertragen kann, wer Christ ist).

Am 9. Oktober 1989, dem „Wunder von Leipzig“, als die Demonstranten sich angesichts einer waffenstarrten Staatsmacht auf den Leipziger Ring trauten und erlebten, dass ein gewaltloser Protest ein ganzes System zum Einsturz bringen kann, waren die (vor allem evangelischen) Kirchen solche offenen Orte der Einkehr, der Sammlung, der Ermutigung und auch der Auseinandersetzung, welche diesem „Auf-Bruch“ die nötige Kraft und Konstanz gaben. Fast ausnahmslos in allen Städten begannen die Demonstrationen in diesen Monaten mit Friedensgebeten. „Kirche, wir danken dir“, soll auf einem Transparent über einer der späteren Leipziger Montagsdemonstrationen gestanden haben.

Eine aus heutiger Perspektive fast unwirklich anmutende Erinnerung! Denn ob insbesondere die katholische Kirche in den neuen Bundesländern diese Funktion übernehmen kann, „Anwalt des Auf-Bruchs“ zu sein, darf man bezweifeln. Dagegen steht 1. die verbreitete religiöse Indifferenz und ein tief verwurzeltes Misstrauen gegenüber Religion überhaupt und den damit verbundenen Institutionen besonders bei der Generation der heute 40- bis 60-jährigen; und 2., dass die katholische Kirche im ostdeutschen Raum immer noch bei vielen als eine Kirche der Heimatvertriebenen gilt, die in der Außenwahrnehmung eher eine Art „Sekte“, wenn auch mit in-



Lutherstatue vor der Dresdener Frauenkirche: So viel evangelische Präsenz wie beim Evangelischen Kirchentag 2011 war so manchem religionslos aufgewachsenen Dresdener nicht geheuer. Generell aber gilt in Mitteldeutschland: Wenn man an Kirche denkt, dann am ehesten an die evangelische.

ternationalem Bezug, darstellt und sich somit sowohl gegenüber den Nichtchristen als auch gegenüber den evangelischen Christen in einer doppelten Diaspora befindet. Deshalb werden sich kirchenferne Ostdeutsche in der Regel zuletzt an die katholische Kirche wenden, wenn sie Räume suchen, in denen sie ihre Erfahrungen wach halten, austauschen, reflektieren und nötigenfalls in eine veränderte Lebenspraxis transformieren können – was nicht ausschließt, dass das im Einzelfall

und vor allem auch bei Jüngeren wundersamerweise durchaus geschehen kann! Die Beobachtung, dass die Kirchen zu den Gewinnern der „Wende“ gehören und mithin eher auf der Seite der Mächtigen zu finden sind, sowie die Missbrauchfälle im Bereich der katholischen Kirche haben die Glaubwürdigkeit solcher kirchlicher Engagements zusätzlich erschüttert; das soziale Engagement ist davon allerdings weniger betroffen.

Kirche als Kirche (!) sollte von daher eher zurückhaltend agieren, auch wenn es besonders auf katholischer Seite eine starke ekklesiologische Akzentuierung des Christentums gibt, was u. a. die Folge hat, dass Kirchen-Interna gern und schnell ins Zentrum der christlichen Selbstvergewisserung geraten. Diese interessieren die nichtchristliche Umgebung aber herzlich wenig: Sie wollen wissen, warum es gut ist, Christ zu sein; wieso jemand zu der Ansicht kommt, dass es einen Gott gibt; wie das geht und was es bringen soll zu beten etc. Fragen, die – wenn überhaupt – eher an den einzelnen Christen „von Angesicht zu Angesicht“ als an den Pfarrer vor Ort (falls der überhaupt antreffbar ist) gerichtet werden. Aber der Geist Gottes findet erfahrungsgemäß seine Wege zu den Menschen nötigenfalls auch ohne und zuweilen auch trotz der Kirche(n).

Was also ist die Rolle der (katholischen) Kirche als Kirche in den neuen Bundesländern und für sie? Eine Antwort habe ich nicht: Wir bewegen uns auch 20 Jahre nach der „Wende“ in einer Art „terra incognita“, denn noch niemals waren in ihrer langen Geschichte die Kirchen und nirgendwo weltweit sind sie wie in Ostdeutschland (und Böhmen) mit einer Art „Volksatheismus“ konfrontiert – Anlass genug also für „Auf-Brüche“, für neue Denkweisen und Handlungsoptionen. Mission dürfte so gesehen immer nur als eine explorative – erkundende – Mission gelingen. Gerade eine „missionarische Kirche“ ist von daher aufgefordert, die vorherrschenden Kategorien inklusive ihre eigenen ständig auf den Prüfstand zu stellen und sich nötigenfalls auf die Suche nach anderen zu machen. ■